

TRANSKRIPT

POLLY:

Liebe Kolleginnen und Kollegen, ich danke für euer Kommen. Ich hatte es einigen von Euch ja bereits schon im Zuge der Einladung zu diesem Austausch erzählt. Vor einigen Tagen hatte ich in einem meiner Politikstunden eine sehr lebendige und auch hitzige Diskussion unter einigen Schülerinnen und Schülern. Dabei ging es auch um die Frage, was eigentlich eine gute Demokratie ausmacht.

Und im Rahmen dessen holte dann ein Schüler sein Handy raus und zeigte eine Internetseite mit dem Titel „Die Wahrheit“.

Diese Seite hier meine ich. Der Schüler kam dann auch auf den Podcast zu sprechen, für den hier groß Werbung gemacht wird. Ein Podcast über Carl Schmitt. Und dann bezog sich der Jugendliche direkt auf Schmitt bzw. auf eines seiner bekanntesten Zitate, nämlich die, dass zu viel Vielfalt die Demokratie zerstören würde und dass Homogenität eine zentrale Voraussetzung für eine gute Demokratie ist.

Ich fand das in dem Moment alles sehr überfordernd. Ich fand es unangenehm, dass ich diesem Rückgriff auf einen politischen Denker nichts entgegensetzen konnte. Denn ich wusste ja, dass Carl Schmitt ein äußerst problematischer politischer Denker ist, weil er ja, ich glaube man kann es sagen, ein faschistisches Konzept des Politischen vertrat.

Das Zitat bei Schmitt, auf das sich der Jugendliche bezog, lautet im Original: „Jede wirkliche Demokratie beruht darauf, daß nicht nur Gleiches gleich, sondern, mit unvermeidlicher Konsequenz, das Nichtgleiche nicht gleich behandelt wird. Zur Demokratie gehört also notwendig erstens Homogenität und zweitens – nötigenfalls – die Ausscheidung oder Vernichtung des Heterogenen. (...) Die politische Kraft einer Demokratie zeigt sich darin, daß sie das Fremde und Ungleiche, die Homogenität Bedrohende zu beseitigen oder fernzuhalten weiß.“

Dazu passend auch sein Begriff vom Volk. Denn unter der Kategorie Volk fasste er nicht nur eine Gruppe von Menschen, die in einem bestimmten Territorium leben und die gleiche Sprache sprechen zusammen, sondern es ist ihm ein höheres und abstrakteres Konzept, das sich über eine gemeinsame politische Identität und in seiner Existenz auch entscheidend durch das Vorhandensein von Feinden definiert. Die Identität des Volkes ist durch die Abgrenzung gegenüber anderen Gruppen bestimmt. Das ist wahrlich nicht unproblematisch.

Erst am Morgen nach diesem Schüler:innengespräch fiel mir dann ein, dass ich gegen Carl Schmitt z. B. mit Ernst Fraenkel hätte argumentieren können.

Denn Fraenkel, den ich auch deshalb kenne, weil er zu jenen deutschen Politikwissenschaftlern gehörte, die sich schon früh für politische Bildung stark gemacht haben, hat ja folgendes geschrieben. Zitat:

„Die Vorstellung eines homogenen Volkes ist eine Fiktion – Demokratie bedeutet Pluralismus – Gemeinwohl allenfalls das Resultat frei und offen ausgetragener Konflikte, Diskussionen und Auseinandersetzungen.“¹

¹ Fraenkel, Ernst, 1991: Der Pluralismus als Strukturelement der freiheitlich-rechtsstaatlichen Demokratie, in: Fraenkel, Deutschland und die westlichen Demokratien, Frankfurt am Main, S. 297-325.

Die Frage nach der Demokratie scheint mir eine der zentralsten mit Blick auf politische Bildung zu sein. Doch was können wir unter Demokratie verstehen?

Manche werden hier sicher sofort auf bestimmte Werte verweisen. Andere auf politische Institutionen und Verfahrensregeln. Aber genauso gibt es auch Stimmen, die dabei auch auf zwischenmenschliche Umgangsformen verweisen.

Und so scheint, als gäbe es Demokratie sowohl im Großen wie im Kleinen!?

Ich habe euch nun eingeladen, um mit euch die Frage zu diskutieren, die ich hier hinter mir auch nochmal an die Pinnwand geschrieben habe. Und zwar:

„Was können wir eigentlich unter einer guten Demokratie verstehen?“

Macht euch dazu doch bitte einmal kurz ein paar Gedanken und notiert diese.

Ich freue mich, dass ihr alle gekommen seid und erhoffe mir nun ein paar Anregungen und vielleicht auch etwas mehr Klarheit in Bezug auf die Frage nach einer guten Demokratie – so dass ich genau diese auch in meine Praxis der politischen Bildungsarbeit einfließen lassen kann. Zum Beispiel dann, wenn mir so etwas wie mit Carl Schmitt noch einmal passiert.

Mag denn irgendwer von Euch mal den Anfang machen?

BARTOSZ (Bezug auf Benjamin Barber):²

Ich kanns ja mal als Erster versuchen. Also zunächst einmal finde ich das auch eine sehr wichtige Frage, die du da gestellt hast. Und du hattest auch schon eine zentrale Unterscheidung eingeführt, auf die ich mich gerne beziehen würde. Du hast davon gesprochen, dass Demokratie im Großen und auch im Kleinen stattfinden kann. Der Politikwissenschaftler Benjamin Barber trifft da eine ganz ähnliche Unterscheidung. Er sagt, dass eine gute Demokratie eben nicht nur eine Herrschaftsform auf der Ebene des Staates ist, sondern dass sie insgesamt ein Organisationsprinzip der ganzen Gesellschaft sowie eine Lebensform für den Einzelnen darstellt. Eine Demokratie ist dann gut, wenn die Bürgerinnen und Bürger nicht nur alle vier Jahre wählen gehen, sondern wenn sie auf verschiedensten Ebenen – von lokalen Vereinen bis zur internationalen Politik – und in verschiedensten Bereichen, also z. B. Verwaltung, Rechtsprechung und Gesetzgebung aktiv an der Politik teilhaben können.

MARK (Bezug auf Joseph A. Schumpeter):³

Hm, ich frage mich aber, ob das überhaupt so notwendig ist und funktionieren kann. Die meisten Bürger sind doch gar nicht in der Lage und vor allem gar nicht willens, die Komplexität der Welt zu verstehen. Wenn die dann nun überall mitreden müssten, würde das am Ende wohl auf Entscheidungen hinauslaufen, die viel Schaden anrichten können. Und sowieso, was will man als Einzelner groß bewegen können in der Weltpolitik?

² Den Grundlagentext zu Benjamin Barber hat Florian Weber-Stein für dieses Projekt verfasst. Er ist den Materialien als Autorentext beigelegt. Die hier formulierte Antwort stützt sich darauf.

³ Den Grundlagentext zu Joseph A. Schumpeter hat Gary S. Schaal für dieses Projekt verfasst. Er ist dem Anhang beigelegt.

Nicht viel und das wissen auch die meisten. Deshalb fehlt ihnen auch einfach der Antrieb zur Beteiligung. Und daher denke ich, dass es vor allem auf die in Konkurrenz zueinanderstehenden und sich in Wahlen durchsetzen müssenden politischen Eliten ankommt.

Und eine wichtige Sache hast du gar nicht erwähnt – die Wirtschaft! Das ist doch das Wichtigste: Wir brauchen eine gut funktionierende Wirtschaft, und die Demokratie muss den wirtschaftlichen Erfolg fördern, anstatt behindern. Joseph Schumpeter hat das schön zusammengefasst: Eine gute Demokratie unterstützt die Wirtschaft, und das tut sie am besten, wenn die Bürger und Bürgerinnen Entscheidungen nicht durch ständiges Mitreden unnötig kompliziert machen. So wie das noch im 18. und 19. Jahrhundert der Fall war. Alle paar Jahre wählen gehen reicht vollkommen aus, den Rest können die dann gewählten Eliten und Experten viel besser und effizienter erledigen.

Die zweifellos notwendige Dynamik einer Demokratie wird durch Wettbewerb und Innovation ermöglicht und gestärkt.

BARTOSZ (Bezug auf Benjamin Barber):

Aber das hat doch nichts mehr mit Demokratie zu tun. Es geht nicht nur um die Wirtschaft, und darum, dass sich die große Mehrheit der Macht der politischen Elite unterwirft, damit die Wirtschaft besser funktioniert. Und überhaupt: Den Erfolg und die Gütequalität von Demokratie und demokratischer Politik lediglich auf Eliten zu beschränken, weil der einfache Mensch dazu angeblich nicht in der Lage sei, kann doch auch nicht angehen.

Nein, so ein „dünn“es Demokratieverständnis, in dem es bloß um die Wahl der Herrscher geht, kann ich nicht unterstützen, da bleibe ich bei meiner „starken Demokratie“ als einer Lebensform. Es geht in diesem Sinne um

Beratung, um inhaltlichen Austausch, um Diskussionen, um Streit, aber auch um die Kompromissfindung danach. Das ist vielleicht anstrengend, gehört aber alles zu einer guten Demokratie dazu, in der alle Bürgerinnen und Bürger überall aktiv sind, sich gleichberechtigt austauschen und das Zusammenleben gemeinsam organisieren.

MARK (Bezug auf Joseph A. Schumpeter):

Aber die Gesellschaft ist doch heute in ihren politischen Präferenzen gar nicht mehr weithin homogen, sondern total diversifiziert. Auf dieser heutigen Grundlage ist doch keine gesellschaftliche Selbstregulierung mehr möglich?!

Demokratie als Herrschaftsform kann doch nicht sinnvoll als eine starke Beteiligungsdemokratie gedacht werden. Demokratie ist doch letztlich nur eine Methode, Regierungen zu wählen und abzuwählen. So ist erstens gewährleistet, dass der Machtwechsel friedlich stattfinden kann, und zweitens, dass die politischen Eliten in Konkurrenz um die Macht versuchen, die beste Politik zu machen. Es ist genau wie in der Sache: Konkurrenz belebt das Geschäft und zwingt die Eliten dazu, noch bessere politische Angebote zu machen.

SARA (Bezug auf John Rawls):⁴

Dabei wird aber etwas ganz Bedeutsames vergessen, nämlich die Ungleichheiten und Unterschiede, die zwischen den Bürgerinnen und Bürgern bestehen. Durch so ein elitäres System werden diese ja nur verschärft. Eine

⁴ Den Grundlagentext zu John Rawls hat Claudia Ritzi für dieses Projekt verfasst. Er ist dem Anhang beigelegt.

gute Demokratie achtet sehr wohl die Freiheiten ihrer Bürgerschaft, hat aber gleichzeitig auch die Chancengleichheit und das Wohl der Schwächsten im Blick. Fairness ist wichtig in einer Demokratie, das hat John Rawls sehr gut erkannt. Wir dürfen nicht nur theoretisch die gleichen Rechte auf dem Papier haben, wir brauchen auch praktisch die gleichen Chancen. Und dazu bedarf es eines Staates, der eine Balance zwischen Gleichheit, Freiheit und individueller Leistungsgerechtigkeit findet.

MARK (Bezug auf Joseph A. Schumpeter):

Und wie findet man heraus, was eine faire Balance wäre? Da gibt es doch heutzutage vermutlich ganz viele unterschiedliche Vorstellungen. Es ist doch anzunehmen, dass wir uns niemals auf eine bestimmte Politik einigen werden.

SARA (Bezug auf John Rawls):

Ja klar, stimmt schon! Aber machen wir doch mal ein Gedankenexperiment, begeben wir uns hinter den Schleier des Nichtwissens: Stellen wir uns vor, wir wüssten nicht, in welcher Position wir uns innerhalb welcher Gesellschaft in der Realität wiederfinden werden. Ob wir also arm oder reich, männlich, weiblich oder divers, mit oder ohne Migrationshintergrund, jung oder alt sein werden. Und dann diskutieren wir als freie und vernünftige Menschen gewissermaßen neutral aus, welche Gerechtigkeitsgrundsätze in unserer Gesellschaft gelten sollen. Dabei kommen wir dann ziemlich sicher auf zwei wesentliche Aspekte, die ein gerechtes Zusammenleben ermöglichen können: So sollten die gleichen Grundfreiheiten für alle gelten. Und die bestehenden Ungleichheiten, zum Beispiel was Macht oder Geld angeht, müssten gut begründet sein – jeder und jede muss die gleiche

Möglichkeit und Chance haben, bestimmte Ämter oder Positionen einzunehmen. Das ist die Aufgabe für eine Demokratie – die Herstellung von Chancengleichheit und einer fairen Gesellschaftsordnung! Es geht doch immer auch entscheidend darum, die am schlechtesten Gestellten besser zu stellen.

CLARA (Bezug auf Chantal Mouffe):⁵

Okay, ich finde die Position von Rawls in der Frage nach der guten Demokratie schon etwas besser als die Position Schumpeters. Aber auch Rawls ist mir noch etwas zu unkritisch. Am Ende würde bei ihm doch nur ein oberflächlicher Konsens der Mitte herauskommen, der komplett ignoriert, dass bestimmte politische Positionen stärker wirken können als andere, dass sie also hegemonial sind. Und diese starke Orientierung am Konsens führt doch nur zu der Politikverdrossenheit, die wir aktuell in liberal-demokratischen Gesellschaften sehen. Ich stimme zu, es gibt grundlegende Werte der Gleichheit und Freiheit, die es auch im Streit zu respektieren gilt, und ich stimme Schumpeter zu, die modernen Gesellschaften sind in vielfältige Positionen und Interessen ihrer Bürger*innen zersplittert. Aber anstatt das nur oberflächlich mit einem Konsens zu verdecken, müssen wir stattdessen Konflikt in den Mittelpunkt der Demokratie stellen.

POLLY:

Du spielst auf Chantal Mouffes Modell des Politischen an, oder?

⁵ Den Grundlagentext zu Chantal Mouffe hat Alina Kaap für dieses Projekt verfasst. Er ist dem Anhang beige-fügt.

CLARA (Bezug auf Chantal Mouffe):

Ganz richtig. Mouffe betont, dass eben nicht in jedem Konflikt am Ende ein rationaler Konsens stehen kann oder auch muss. Stattdessen sollten wir ganz unterschiedliche politische Ideen und Projekte offen gegeneinander kämpfen lassen, wieder richtigen Streit und handfeste Auseinandersetzungen um die Deutungshoheit wagen. Alles im Rahmen demokratischer Institutionen, die diesen echten politischen Kampf ermöglichen – das nennt Mouffe „Agonismus“, also Wettkampf. Und am Ende gibt es eben klare Gewinner und Verlierer, alte Hegemonien werden zerschlagen und neue entstehen. Aber auch das soll nicht in Stein gemeißelt sein, die unterlegene Seite kann auch Entscheidungen immer wieder anfechten. Ich denke, eine gute Demokratie lebt vom Konflikt.

POLLY:

Aber wie steht Mouffe zu der Frage vom Anfang: Welche Rolle haben die Bürger und Bürgerinnen in diesem Modell?

CLARA (Bezug auf Chantal Mouffe):

Es ist wichtig, dass sich wirklich *alle* Menschen repräsentiert fühlen können. Und Mouffe ist da gar nicht so weit weg von Benjamin Barber, auch ihr ist es wichtig, dass die Bürgerinnen und Bürger aktiv und vielfältig an der Demokratie partizipieren können und eine echte Wahl zwischen Alternativen haben. Das nennt sie „das Politische“, das eben mehr ist als handelsübliche „Politik“ in vorgehenden institutionellen Bahnen und daher auch überall

vorkommen kann, nicht nur in klassischen politischen Institutionen wie Parlamenten, Regierungen oder bei Wahlen.

BEN (Bezug auf Charles Taylor):⁶

Wir haben jetzt viel über Modelle guter Demokratien gesprochen – aber was bedeutet eigentlich „gut“ in diesem Zusammenhang? Es geht hier ganz klar um die aristotelische Frage nach dem „guten Leben“. Ich gebe Mouffe und Rawls recht: eine Demokratie muss mehr als bloße Mindeststandards erfüllen. Aber was genau dieses Mehr ist, was eine Demokratie gut werden lässt, das können wir eben nicht ein für alle Mal klären. Es gibt einfach verschiedene Ansichten in dieser Frage, und die ändern sich auch über die Zeit. Die Aufgabe ist es daher, diese Frage immer wieder neu zu stellen und öffentlich sowie gemeinsam zu artikulieren, was uns wirklich wichtig ist, wie wir leben wollen. Wenn wir das demokratisch zum Ausdruck bringen, steigt auch unsere Hingabe und Bindung an die Antworten, derer wir uns viel zu oft gar nicht bewusst sind. So ungefähr wäre Charles Taylors Position, der das „starke Wertungen“ nennt.

POLLY:

Nun, ich würde sagen, dass die öffentliche Artikulation ja auch Freiheit voraussetzt, dass man seine Position äußern darf, ohne Angst. Oder etwa nicht?

⁶ Den Grundlagentext zu Charles Taylor hat Ulf Bohmann für dieses Projekt verfasst. Er ist dem Anhang beige-fügt.

BEN (Bezug auf Charles Taylor):

Nun, wir müssen zunächst zwischen negativer und positiver Freiheit unterscheiden: Eine solche Demokratie darf nicht nur auf negativen Freiheiten basieren, wie der Möglichkeit, die eigene Meinung ohne Angst vor Sanktionen äußern zu können, oder allgemeiner dem Schutz der Individuen vor Beeinträchtigungen durch andere oder durch den Staat. Eine Demokratie braucht darüber hinaus auch positive Freiheiten. Zum Beispiel die Freiheit zur Partizipation, die eben nur gegeben ist, wenn man überhaupt sozioökonomisch die Möglichkeit hat, an der öffentlichen Sache teilzuhaben. Positive Freiheit drückt sich aber auch durch kulturelle Anerkennung aus, was bedeutet, einen möglichst integrativen Multikulturalismus zu leben anstatt Gruppen auszugrenzen – das ist eine der wichtigsten Aufgaben für eine gute Demokratie. Nur so kann ein gemeinsames Narrativ entstehen: Eine politische Identität, die Aussagen über unsere gemeinsamen Ziele trifft, an denen wir uns orientieren können, und die uns zur demokratischen Selbstregierung motiviert.

ERIK (Bezug auf Richard Rorty):⁷

Darin steckt ja auch eine Zukunftsperspektive. Vielleicht sollte man hier sogar noch einen Schritt weitergehen und darüber nachdenken, was denn ein richtig attraktiver Idealzustand sein könnte. Richard Rorty war überzeugt, dass vor allem das Lesen von literarischen Werken uns hilft, hier die nötige Fantasie zu entwickeln, um daraus Schlüsse für unser Zusammenleben zu ziehen. Und für ihn heißt das, sich eine klassenlose Gesellschaft vorzustellen, in der sich die Menschen einander kein Leid zufügen und gemeinsam

⁷ Den Grundlagentext zu Richard Rorty hat Veith Selk für dieses Projekt verfasst. Er ist dem Anhang beigelegt.

im Wohlstand leben. Das wäre auch eine Gesellschaft, in der wir uns interessante und einfallsreiche Geschichten über uns selbst erzählen. In ihr würden die Menschen ein spannendes und gelingendes Leben führen können. Rorty meint, wir sollten die Demokratie als eine Erfindung betrachten, mit der wir diesem utopischen Ideal näherkommen können, die uns also hilft, solidarischer zueinander zu sein, aber zugleich auch als jeweiliger Mensch einzigartig zu werden.

BEN (Bezug auf Charles Taylor):

Anscheinend haben wir einen Sinn dafür, wie ein gutes Leben aussehen könnte, aber so richtig beweisen, was denn nun „gut“ ist, kann man nicht ein für alle Mal und für alle Menschen gleichermaßen. Taylor war überzeugt, dass wir das immer wieder neu für uns interpretieren müssen, um uns über uns selbst klar zu werden. Aber sag doch mal, Erik, wie sieht Rorty dies denn? Weißt du das?

ERIK (Bezug auf Richard Rorty):

Einerseits ganz ähnlich, er stimmt sicherlich mit Taylor überein, dass wir hier stets neu nachdenken müssen. Andererseits ist er nochmal deutlich zuversichtlicher, was unsere alltagsweltliche Intuition anbelangt, und findet auch, dass nicht jede Unklarheit beseitigt werden sollte: Unproblematische Uneindeutigkeiten verursachen kein Leid, problematische tun das.

Ambiguität ist doch auch eine wichtige Quelle der Kreativität und Innovation. Indem wir uns auf die Vielfalt der Bedeutungen und Interpretationen von Begriffen und Aussagen einlassen, können wir neue Ideen und Perspektiven entwickeln und unsere Denkweisen erweitern. Wir brauchen die

Demokratie, um solche Ambiguitäten zu entdecken, die Leid verursachen, aber auch, um ausmachen zu können, welche Ambiguitäten wir für schädlich halten, die in Wirklichkeit aber harmlos sind.

Ein Beispiel: Ist Person X ein Mann? In bestimmten Kontexten kann es Leid verursachen, wenn darüber keine Eindeutigkeit besteht. In anderen Kontexten kann es egal sein, oder sogar Freude bereiten, die Antwort offen zu lassen. Mehrdeutigkeit im Sprachgebrauch kann auch dazu führen, dass wir vielfältiger miteinander sprechen. Und die Mehrdeutigkeit im politischen Sprechen lässt sich unter freiheitlichen Bedingungen nicht beseitigen – alles andere ist undemokratischer Autoritarismus.

POLLY:

Aber wie ist dann unsere „reale“ Demokratie einzuschätzen, wie wir sie heute kennen – ist sie gut oder schlecht? Macht euch doch bitte auch dazu noch ein paar Gedanken!

ERIK (Bezug auf Richard Rorty):

Also für Rorty hat die Demokratie definitiv das Leid verringert, das Leben interessanter gemacht und das Schicksal normaler Menschen verbessert. Aber wir sollten uns mit dem Stand des Erreichten nicht begnügen. Mehr noch: Gegenwärtig ist die demokratische Politik weltweit offenbar auf dem Rückzug, und selbst in den etablierten „westlichen“ Demokratien brechen schlechtere Zeiten an. Deshalb benötigen wir die ansprechende Vorstellung einer großartigen Zukunft, die uns zum Handeln motivieren kann.

Ganz einfach gesagt: Ohne die Utopie einer klassenlosen Gesellschaft origineller Menschen mit genügend Geld in der Tasche verkümmert die demokratische Politik.

FELINE (Bezug auf Gayatri Spivak):⁸

Das klingt ja alles schön und gut, ist mir aber viel zu optimistisch und ehrlich gesagt auch zu „eurozentrisch“, auf die vermeintlich so tolle „westliche“ Welt fokussiert. Die freie Gestaltung des individuellen Lebens in einer Demokratie ist sicherlich wünschenswert, aber am Ende ist das eine Frage, die sich nur für die Mächtigen und Privilegierten stellt – der „Rest“ wird übergangen oder mit dem Versprechen auf eine bessere Zukunft ruhiggestellt. Zudem tue ich mich grundsätzlich schwer damit, von etwas zu sagen, dass es „gut“ oder „schlecht“ ist, gerade bei einem so wichtigen Begriff wie „Demokratie“.

POLLY:

Warum ist das so problematisch?

FELINE (Bezug auf Gayatri Spivak):

Gayatri Spivak hat das mit ihrem Begriff der „Subalternen“ eingefangen, also der vor allem im kolonialistischen Zusammenhang untergeordneten, abgewerteten und ausgeschlossenen Personen: In der Bewertung von „gut“ und „schlecht“ setzen sich nämlich fast immer nur die Ansichten und

⁸ Den Grundlagentext zu Gayatri Spivak hat Franziska Martinsen für dieses Projekt verfasst. Er ist dem Anhang beigelegt.

Ideen der dominanten Gruppe durch, lokal wie global. Die Ambivalenzen und Widersprüche gehen da unter und die Auswirkungen für bereits benachteiligte oder marginalisierte Gruppen werden durch solche Definitionen sogar verstärkt. Bestehende Machtasymmetrien und Ausschlüsse verfestigen sich oder neue werden produziert. Richtig schlimm wird es, wenn die Mehrheitsgesellschaft dann über „die Anderen“ von oben herab redet und so tut, als wären etwa „die Migranten“ eine homogene Gruppe. Meistens haben diese scheinbaren Gruppen aber gar keine gleichen Ziele und Werte. Deswegen muss sich eine Demokratie nicht zuletzt daran messen lassen, wie sehr sich die „Subalternen“ Gehör verschaffen und vor allem für sich selbst sprechen können. Bloße Repräsentation reicht da wahrscheinlich nicht aus, der Kolonialismus muss auch im Denken überwunden werden.

PAUL (Bezug auf Jürgen Habermas):⁹

Also ich wäre da wiederum nicht ganz so skeptisch – ja, es muss in einer Demokratie vor allem darum gehen, wie prinzipiell alle Staatsbürger*innen mitreden können. Das kann man am besten über die richtigen Verfahren sicherstellen! Jürgen Habermas hat in diesem Zusammenhang von „deliberativer Demokratie“ gesprochen. Unter Deliberation versteht er die gemeinsame Beratschlagung, Willensbildung und Entscheidung in einer möglichst lebendigen Öffentlichkeit.

POLLY:

Und was meint er damit genau?

PAUL (Bezug auf Habermas):

⁹ Den Grundlagentext zu Jürgen Habermas hat Aaron Jeuther für dieses Projekt verfasst. Er ist dem Anhang beigefügt.

Habermas sagt, dass wir die richtigen Kriterien brauchen, mit denen wir bestehende politische Verfahren und Institutionen kritisch prüfen und umbauen können. Natürlich kann in einem großen Land wie Deutschland nicht jede einzelne Person bei jeder Entscheidung immer mitreden, dann würde so gut wie gar nichts mehr entschieden werden können. Es geht hier um die angemessene Mischung aus Repräsentation und Beteiligung. Zentrale Grundsätze sind dabei für Habermas, dass zum einen alle von einem Gesetz Betroffenen sich auch als dessen Autorinnen verstehen können müssen. Zum anderen muss sich in einem möglichst herrschaftsfreien Diskurs der „zwanglose Zwang“ des besseren Arguments durchsetzen können. Gegenüber den Inhalten, wenn man so will den einzelnen Vorstellungen des „Guten“, wäre man dann in einer liberalen Demokratie neutral – solange sichergestellt wird, dass der Weg zur Entscheidung den anspruchsvollen Kriterien herrschaftsfreier Diskurse genügt. Das macht dann eine gute Demokratie aus.

JAN (Bezug auf Jacques Rancière):¹⁰

Ich muss hier aber einmal einwenden, dass wir Demokratie umfangreicher denken sollten. Jacques Rancière hat da eine sehr spannende und ganz andere Sichtweise, er sieht Demokratie eben nicht als institutionelles System, sondern als ein Moment gesellschaftlicher Veränderung, als Überwindung der bisher zugewiesenen Positionen und Aufteilungen. Der „Demos“, das Volk, das sind eben nicht nur Politiker oder Expertinnen, das sind für Rancière alle, auch diejenigen vermeintlich ohne Kompetenzen zum Herrschen

¹⁰ Den Grundlagentext zu Jacques Rancière hat Christian Leonhardt für dieses Projekt verfasst. Er ist dem Anhang beigelegt.

und Regieren. Die Demokratie, die Herrschaft des demos, ist also die Herrschaft der Beliebigen, also derjenigen, die keine besonderen Kompetenzen zum Herrschen und Regieren besitzen.

MARK (Bezug auf Joseph A. Schumpeter):

Das ist doch so ziemlich das Gegenteil von Schumpeter?!?

JAN (Bezug auf Jacques Rancière):

Genau. Ein solches Verständnis von demokratischer Herrschaft ist ein Bruch zu unserer üblichen Herrschaft der Reichen, Privilegierten oder wie auch immer ihr das sehen wollt, und dieser Bruch ist dringend nötig. Dahinter steht ein besonders nachdrückliches Plädoyer für Gleichheit. Nach Rancière können wir aber nicht am Reißbrett entwerfen, was genau Gleichheit ist und dann einfach perfekt umsetzen – wir müssen immer wieder neue Deutungen davon entwickeln, was Gleichheit heißt und wie wir sie besser verwirklichen können, ohne sie jemals vollständig zu erreichen. Mit dieser Ungewissheit müssen wir dann immer auch leben. Wichtig dabei ist, dass wir gerade auch auf diejenigen Ausgeschlossenen hören, die politisch als nicht mal sprachfähig gelten.

FELINE (Bezug auf Gayatri Spivak):

Also eher wie Spivak?

JAN (Bezug auf Jacques Rancière):

In der Tat – es geht um den „Anteil der Anteilslosen“, den Dissens zur bestehenden Ordnung und die Unterbrechung der Herrschaftslogik. Dann kann neu darüber gestritten werden, was überhaupt verhandelt werden

kann, von wem und wie. Eine gute Demokratie ist dann also immer auch eine radikale Demokratie.

JAKOB (Bezug auf Bruno Latour):¹¹

Ich habe noch einen neuen Punkt. Etwas ganz Wichtiges ist bisher vollkommen vergessen worden: Die Ökologie! Genauer: Die Rolle der Natur in der Gesellschaft. Auch das hat ganz viel mit Demokratie zu tun. Bruno Latour argumentiert nämlich, dass die Demokratien der Moderne auf einer gedanklichen Unterscheidung beruhen, an die man erstmal gar nicht denkt, die aber sehr folgenreich ist: der wesensmäßigen Unterscheidung zwischen der menschlichen und nichtmenschlichen Welt, oder anders gesagt zwischen Kultur und Natur. Und das führt laut Latour zu allerlei Problemen, da sich dann Demokratie nur auf die menschlichen Dinge bezieht – wissenschaftlich-technische Eingriffe in die vermeintlich rein objektive Natur erscheinen dann als etwas Neutrales, was man nicht demokratisch zu kontrollieren braucht. Umgekehrt wirkt dann aber die naturwissenschaftliche Logik auf die Gesellschaft zurück – die Aussagen von Expert*innen werden zu unhinterfragten Fakten und beenden jede demokratische Diskussion.

POLLY:

Was würde denn dann eine gute Demokratie auszeichnen?

¹¹ Den Grundlagentext zu Bruno Latour hat Hagen Schölzel für dieses Projekt verfasst. Er ist dem Anhang beige-fügt.

JAKOB (Bezug auf Bruno Latour):

In einer guten Demokratie müssten sich Debatten wirklich um alle relevanten Fragen drehen können, die für das Zusammenleben von Menschen und nichtmenschlichen Dingen eine Rolle spielen. Technokratien – in denen eine angeblich alternativlose Sachzwanglogik herrscht – sind somit unbedingt zu vermeiden. Die entscheidende Herausforderung für Latour ist, wie Nichtmenschliches – wie etwa die Natur, das Klima oder der Eisberg in einem demokratischen Verfahren in die Gesellschaft integriert werden kann. Ihm schwebt eine neuartige Institution vor, die er das „Parlament der Dinge“ nennt, in dem dann Kontroversen tatsächlich problemzentriert ausgetragen werden können.

POLLY:

Liebe Kolleginnen und Kollegen, das waren jetzt aber wirklich sehr viele spannende Punkte – ich danke euch herzlich für die aufschlussreiche Diskussion!

GEFÖRDERT VOM



Bundesministerium
für Bildung
und Forschung

TWIND

Technik & Wirtschaft:
Integrierte Didaktik

